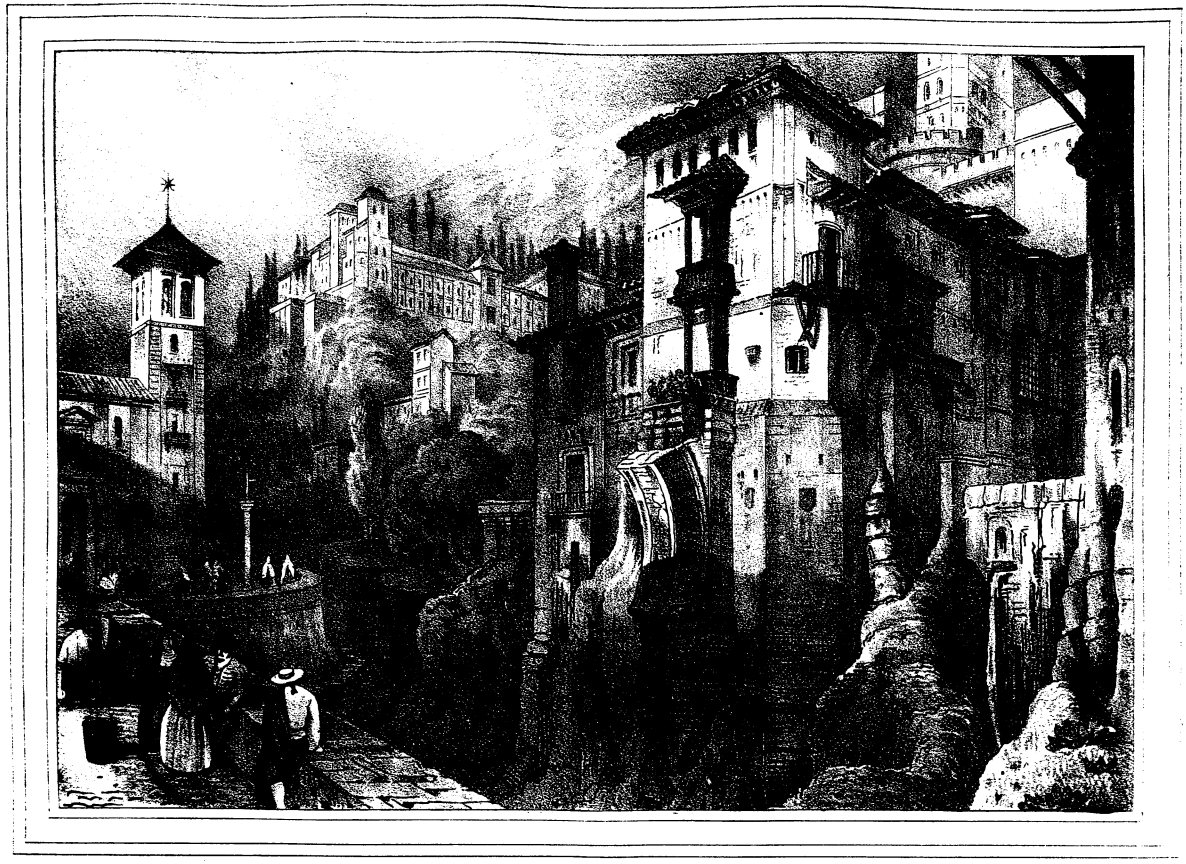

Steindruck C. A. Simon in Berlin.

Die alte Darro Brücke in Granada.

1836. Vierter Jahrgang. Heft 13.

Breslauer Bote.

Breslauer Blätter

für heitere und ernste Unterhaltung.

Redacteur: Moritz Bauschke.

Von dieser Zeitschrift erscheint alle 14 Tage ein Heft, jedes 1½ Bogen stark, mit einer guten Lithographie für den Preis von 2 Sgr. die jedesmal erst beim Empfange eines Heftes zu entrichten sind. Bekanntmachungen, sowohl literarische als auch anderer Art, werden gegen Insertionsgebühren von ½ Sgr für die Zeile aufgenommen. Auswärtige können sich mit Bestellungen an die resp. Post-Aemter wenden, Buchhandlungen an das Verlags-Comtoir in Breslau. Diejenigen, welche diese Zeitschrift gegen annehmlichen Rabat in Commission nehmen und gefälligst weiter verbreiten wollen, werden ersucht, sich unmittelbar zu wenden an die

Expedition des Breslauer Boten (Verlags-Comtoir)
in Breslau Katharinenstraße Nr. 19. (Erste Etage.)

Zur Abbildung.

Die alte Darro Brücke in Granada.

Links von dem Haupteingange des Alhambra, von der Straße der Gomeras aus, war eine maurische Brücke über den Darro, von der noch Trümmer übrig sind. Sie verband das ehemalige Münzgebäude mit dem Alhambra.

Der Verstümmelte.

(Fortsetzung.)

Die Wunden an seinen Füßen erlaubten nicht, daß er seinen Weg fortsetzte; man mußte sich entschließen, an diesem Orte zu bleiben. Sie befanden sich auf dem Striche, der von Florenz nach Bologna führt, in den schönen Thälern von Scarperia. Gaëtana ging zu dem jungen Hirten hinab, winkte ihn herbei, und dieser, die Bewachung der Heerde seinem Hunde überlassend, kam herzu, und half ihr den leidenden Wanderer in den nahen Weiler bringen.

Dieses kleine Land war beinahe ganz von alten Florentinischen Familien bevölkert, welche, nach der Einnahme ihrer Stadt durch die kaiserlichen Truppen im Jahr 1531, sich in die Berge flüchteten, um hier eine Art von Unabhängigkeit zu finden, und mit desto mehr Sicherheit der Regierung der Medicäer, welche nicht an sie dachte, trotzen zu können. Ein einziges Haus in diesem Dorfe hatte ein möblirtes Zimmer, eine Locanda, welche für die Fremden bestimmt war, die von Handelsgeschäften oder einer Lustreise in das Thal geführt wurden. Dies ländlich aussehende Haus, wo die Gastfreundschaft für Geld geübt wurde, gehörte den Abkömmlingen des berühmten Feruccio, des letzten Helden der Republik.

Der Kranke, der von Gaëtana und dem Hirten in dies Castelletto gebracht wurde, welches, dem Aeußern nach, nur den gewöhnlichen Anblick einer Dorfschenke darbot, schien von der sonderbaren Einrichtung des Gastzimmers betroffen. Die mit Heiligenbildern, Rosenkränzen und geweihten Zweigen behängten Wände zeigten sich zugleich beladen

mit mächtigen Trophäen, welche aus untereinander gemischten Werkzeugen des Ackerbaus und des Krieges bestanden. Man sah hier neben Hacken, Grabscheiten und Spaten alte Panzer, das Familienerbe, lange Hellebarden, auf denen Stahlhauben hingen; mehrere Rad- und Luntenflinten glänzten hier so hell, als ob sie aus einem Arsenal von Wien oder Mailand kämen, und obgleich es zu dieser Zeit und in diesen Gegenden, wo oft Haufen von Bösewichtern Verheerungen anrichteten, nichts Seltenes war, pflügenden Bauern mit dem Säbel an der Seite und der Büchse auf dem Rücken zu begegnen, so setzte doch diese ganze kriegerische Zurüstung, eine solche Waffenmenge in einer Hütte, den Verstümmelten in Erstaunen, und verfehlte ihren Eindruck nicht auf das Gemüth eines an die Sitten von Rom und Florenz gewöhnten jungen Weibes, welches bei dem Anblick dieses lachenden Thales von vollkommener Ruhe geträumt hatte.

Das ernste und strenge Wesen der Hausherrn, ihre dunkle Kleidung, die zurückhaltende und kalte Miene, mit welcher sie sie empfingen, waren nicht dazu geeignet, jenen ersten Eindruck zu verwischen. Der Wirth und seine drei Söhne, welche um einen in der Mitte des Zimmers stehenden Heerd mit glühenden Kohlen herumsaßen, standen beim Eintritt der neuen Ankömmlinge auf; allein keiner von ihnen grüßte sie und erwies ihnen die gebräuchlichen Höflichkeitsbezeugungen.

Der Wirth Peraldi trieb die Strenge der republikanischen Sitten bis zur Affectation. Der Stolz, welchen er darüber empfand, einen Helden in seiner Familie zu zählen, die Furcht, das plebejische, doch berühmte Blut, aus welchem er abstammte, zu entehren, besonders vor Fremden, vielleicht Anhängern der Medicäer, dies waren die wichtigen Gründe, wesche ihn bewogen hatten, zu seinen übrigen eingewurzelten Gewohnheiten die ernste Haltung und die Verachtung aller, in dem geschändeten Florenz damals gebräuchlichen Höflichkeitsformen anzunehmen. Selbst in der Mitte der Seinigen, welche er unterrichtet hatte ebenso zu denken und zu handeln wie er, behielt er jenen rauhen Ton und jene abgemessene Würde bei, sprach nur in Sentenzen, entblößte sein Haupt nur, wenn er den Namen Christi oder den von Feruccio aussprach, und schien sich nur zu beleben, wenn die Sache seines Landes vor ihm zur Sprache kam.

In seine Grundsätze eingeweiht, nahmen seine Söhne Theil an seinem alten Haß gegen Alles, was die Regierung der Medicäer betraf. Besonders der jüngste, Antonio, düster, melancholisch, von Schwermuth gequält, lebte abgeschieden, schweigsam, still, gleich als erspähe er die Gelegenheit, seinen Groll hervorbrechen zu lassen. Denn seit seiner Kindheit hörte er seinen Vater und die Vornehmeren des Dorfes unablässig über Umwälzungs- und Verschwörungspläne sich unterhalten; und er, des ewigen Aufschubs müde, empfand Ungeduld darüber, nicht gegen die Gewalt kämpfen zu können, welche er auf andre Weise verabscheute, als durch eitle Drohungen, durch weibisches Schmollen und kindisches Zürnen.

Dies waren die vier Personen, welche sich in dem gemeinschaftlichen Zimmer befanden. Gaëtana jedoch suchte sich von ihrer Unruhe zu erholen. Der Wirth schlug heftig die Hände gegen einander, worauf zwei Frauen hereinkamen; die ältere hatte in ihrem Gesichte einen wohlwollenden Ausdruck. Es war die Haushälterin, oder vielmehr die Maestra di casa, seit der Tod den alten Peraldi seiner Gattin beraubt hatte. Sie allein verstand die Kunst, diese finstern Republikaner, welche sie liebten, und sogar fürchteten, zu bändigen; denn ihr Rath war so heilsam zu befolgen, ihre weisen Voraussagungen waren oft so pünklich eingetroffen, sie besaß eine so große Zahl von geheimen Mitteln, die Uebel zu heilen oder sie zu verhüten, daß, ohne ihre natürliche Güte, man hätte denken können, es bestünden geheimnißvolle Verbindungen zwischen ihr und dem bösen Geiste. Das Mädchen, welches ihr folgte, frisch und anmuthig, und lächelnden Mundes, war das jüngste und geliebteste von Peraldi's Kindern.

Bei dem Anblick des Fremden und des elenden Zustands, in welchem er sich befand, zeigte sich unverweilt die Gutherzigkeit der Maestra. Sie schrie auf, schalt den Vater und die Söhne, öffnete die

Schränke, nahm Linnen heraus, und gab zwanzig Befehle auf einmal. Durch sie wurde Alles im Hause in Bewegung gesetzt, jeder hatte seine Verrichtung, und der unbewegliche Peraldi selber mußte in seinen Keller, wozu er allein den Schlüssel verwahrte, hinabsteigen und einen edlen Wein holen, während zwei von seinen Söhnen den Kranken in die Camera locanda brachten, der Hirte auf das Feld zurückkehrte, um die Kräuter, welche ihm bezeichnet wurden, herbeizuholen, und während die junge Maria vermittelst eines langen hölzernen Dreifußes einen Wasserkessel auf den Heerd stellte. Antonio allein, unthätig, immer nachsinnend, an dem niedri- Fenster stehend, auf welchem er mechanisch mit den Fingern trommelte, dachte nur an die letzten Erzählungen seines Vaters, und fühlte, wie sich immer mehr in seiner Seele die verzehrenden Keime entwickelten, welche der unkluge Greis hineingeworfen hatte.

Der Kranke war in seinem luftigen Zimmer, welches gegen Morgen lag und dessen Aussicht sich auf den kleinen Dorfplatz öffnete. Er ruhte mit eingewickelten Füßen in einem weiten büffelledernen Armsessel; ein einziges, aber süßen Lilienduft aushauchendes, weißes Tuch wurde über ein Bett ausgebreitet, welches fähig gewesen wäre, sechs ermüdete Wanderer unter seine Decke aufzunehmen. Gaëtana saß, den Arm auf den Sessel gestützt und ihren Gedanken sich hingebend, und einen uubestimmten und zweifelhaften Blick auf ihren Geliebten richtend, sann sie wieder dem für sie unerklärlichen Geheimniß ihrer Rettung nach. Peraldi hielt eine Flasche mit zwei Henkeln, welche mit einem in dem Lande hochgeachteten Muskatwein angefüllt war. Seine beiden Aeltesten, mit gekreuzten Armen, schienen, wie er, die Befehle der Maestra zum Handeln zu erwarten. Diese ging, kam, kehrte wieder, und legte auf einem, mit Nußschaale geschwärzten Tische von Cipressenholt Bäuschchen, Binden, und Fläschchen von verschiedener Größe mit Oel und Balsam zurecht; hierauf, als sie mit der Zurüstung des Bettes fertig war, nähert sie sich dem Kranken, und setzte sich in Bereitschaft, ihn eines Theiles seiner zerrissenen und beschmutzten Kleider zu entledigen. — Auf einmal entfährt ihr ein Ausruf des Schreckens. — „Er hat keine Hände!“ ruft sie.

Alle fahren, von Schrecken ergriffen, zurück, als ob der böse Feind selber unter sie getreten wäre. Maria und der Hirte, welche so eben hereintreten, theilen, bei dem Anblick dieser Bestürzung, den allgemeinen Schrecken, dessen Ursache ihnen jedoch noch unbekannt ist.

— Wer seid Ihr? fragte endlich Peraldi, an den Verstümmelten sich wendend, mit einer bewegten, aber drohenhen Stimmme.

(Fortsetzung folgt.)

Der Räuberhauptmann und sein Weib.

(Nach dem Französischen des Alex. Dumas.)

(Fortsetzung.)

Jacomo hatte Recht; er war verrathen worden, doch nicht durch die Bauern oder Hirten, sondern durch Antonio, einen der Seinigen, der, wie wir erwähnten, während des Gefechts gefangen genommen worden war, und sich von dem Strick dadurch losgekauft hatte, daß er versprach, das Oberhaupt der Bande auszuliefern. Er begann die Erfüllung seines Versprechens damit, daß er selbst die Schildwachen gegen Jacomo ausstellte.

Der Obrist, welcher das kleine Belagerungscorps kommandirte, hatte jedoch Antonio unter strenge Aufsicht stellen lassen, denn damit er dem Stricke ganz entging, mußte Jacomo ganz und gar gefangen sein, und der Obrist war zu klug, um seinen Gefangenen loszulassen, ehe er einen andern an dessen Stelle hatte. Kurz, vor Tagesanbruch ließ er ihn zwischen zwei Soldaten vor sich führen, um mit ihm zu sehen, ob die Banditen noch auf der Spitze des Berges wären. Waren sie nicht mehr dort, so mußten die Schildwachen schlecht ausgestellt sein. Antonio hatte das übernommen, und war folglich ein doppelter Verräther, der zweimal gehengt zu werden verdiente. Gegen diese militairische Schlußfolgerung

* * *

ließ sich nichts einwenden, und Antonio hatte sich ihr daher auch geduldig gefügt. Er erschien deßhalb mit der Ruhe eines guten Gewissens vor dem Obristen, denn er war so treu in seinem Verrathe gewesen, daß er fest überzeugt war, seine ehemaligen Kameraden konnten nicht entkommen sein.

Die ersten Strahlen der Sonne beschienen die Spitze des Felsens, auf den Aller Blicke gerichtet waren. Oben war Alles still und stumm. Der Obrist selbst verwendete mit seinem Fernglase keinen Blick von dem Gipfel des Felsens. Nach einer halben Stunde aber war er des Spähens überdrüssig, schlug mit der Hand auf das Perspektiv, daß es sich zusammenschob, wendete sich zu Antonio und sagte: „Nun?"

Das Wort ist ein wunderbares Instrument, je nachdem man es benutzt, und wie die Gelegenheit beschaffen ist. Es verkürzt oder verlängert sich, siedet wie ein Strom, murmelt wie ein Bach, springt wie ein Tieger, kriecht wie eine Schlange, fährt wie eine Bombe zum Himmel, oder von demselben herab wie ein Blitz, ein Redner braucht eine lange Rede, um seine Meinung darzuthun, ein anderer bedarf nur ein Wort, um seine Gedanken begreiflich zu machen.

Dieser letztern Schule der Beredsamkeit schien auch der Obrist anzugehören, denn das eine Wort, was er aussprach, war so scharf betont, so ausdrucksvoll, so bedeutungsreich, daß man dafür füglich die Worte hätte setzen können: „Freund Antonio, Du bist ein Taugenichts und ein Spitzbube; Du hast Dich über mich lustig gemacht, und glaubtest Deinen Hals zu retten, indem Du mich belogst; aber ich bin nicht der Mann darnach, mich durch Deine Possen fangen zu lassen, und da Du Dein Versprechen nicht gehalten hast, indem Deine Kameraden, die Banditen, während der Nacht davon kamen, so daß wir gezwungen, ihnen nachzusetzen, wie Spürhunde, was für Soldaten sehr demüthigend ist, wirst Du ohne alle Umstände am nächsten Baum aufgehängt werden, während ich frühstücke."

Antonio war ein munterer Bursche von großer Fassungsgabe, und verstand vollkommen, was in dem einen Worte lag. Deshalb, sei es nur aus Schmeichelei, oder sei es, weil er derselben Schule der Beredsamkeit angehörte, antwortete er auch, indem er die Hand ausstreckte, ebenfalls durch das einzige Wort: „Wartet!"

In der That entfernte sich auch der Obrist, ohne den furchtbaren Befehl zu geben, mit dem er Antonio bedroht hatte, und dieser blieb an derselben Stelle stehn, die Blicke mit einer Ausdauer und Regungslosigkeit auf den Berg gerichtet, daß er einer Bildsäule glich. Nach zwei Stunden kehrte der Obrist zurück, richtete abermals sein Fernrohr auf den Gipfel des Felsens, und als dort noch immer Alles öde und verlassen war, schlug er Antonio auf die Schulter, der sich bei seiner Annäherung zwar nicht umgedreht, ihn aber an seinem Schritte erkannt hatte. Antonio streckte die Rechte gegen einen Punkt des Berges aus und sagte mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke: „Da, da!"

„Was?" sagte der Obrist, nachdem er durch sein Fernrohr gesehen hatte.

„Sehen Sie nicht," rief Antonio, „den Kopf eines Menschen dort an der Ecke des Felsens, der wie eine Säule aussieht? Da, dort!" Er nahm den Kopf des Obristen zwischen seine beiden Hände, drehte ihn wie eine Wetterfahne herum, ergriff zu gleicher Zeit das Perspektiv und richtete es auf den Punkt, welchen bemerkbar zu machen, für ihn von so großer Wichtigkeit war.

„Ach ja," sagte der Obrist, indem er den bezeichneten Gegenstand bemerkte. Dann nach zwei Minuten der Beobachtung sagte er, indem er das Fernrohr wieder senkte! „Ja, das ist freilich ein Mensch, aber wer sagt mir, daß es nicht irgend ein Bauer sei, der eine verlorne Ziege sucht?"

„Wie, sehen Sie denn nicht," sagte Antonio, sehen Sie denn nicht den spitzen Hut mit den flatternden Bändern, seine blitzende Büchse? Sehen Sie, da bückt er sich, um zu versuchen, ob er nicht in den Abgrund hinabsteigen kann. Das ist Jacomo selbst, denn hinter ihm steht Maria. Sehen Sie jetzt? Sehen Sie?"

Der Obrist legte pflegmatisch sein Fernrohr wie-

der an das Auge, und sagte dann, ohne es abzunehmen: „Ja, ja, ich sehe. Ich fange an zu glauben, daß Du nicht gehenkt wirst.

Dieser Glaube schien Antonio sehr zu erfreuen.

„Man rufe den Staabsarzt," befahl der Obrist, wendete sich dann zu Antonio und sagte: Und was finden sie dort auf dem Berge zu essen?"

„Nichts," erwiederte Antonio. Wenn es ihnen nicht gelingt, zu entrinnen, müssen sie entweder sich ergeben oder Hungers sterben.

„Doktor, wie viel Tage kann ein Mensch leben, ohne zu essen?" fragte der Obrist.

Der, an welchen diese letzte Frage gerichtet wurde, war ein kleiner dicker Mensch, rund wie eine Kugel; ein Mensch, der ganz unfähig schien, eine solche Frage aus eigener Erfahrung zu beantworten. Er schien deshalb auch bei derselben bis in das Innerste zu erbeben.

„Ohne zu essen, Obrist?" erwiederte er schaudernd; „ohne zu essen? Ein Mensch, der eine ordentliche Lebensweise führt, darf nicht über fünf Stunden von einer Mahlzeit zur andern vergehen lassen, und muß täglich drei Mahlzeiten halten. Was den Wein betrifft, den er trinken muß, so wechselt das nach Temperament und Alter."

„Ich frage nicht nach einer Gesundheitsvorschrift, sondern richte eine einfache wissenschaftliche Frage an Sie, Doktor. Beruhigen Sie Sich übrigens, Sie sind durchaus nicht persönlich bei der Sache betheiligt."

„Nun," meinte der Doktor, „bei der Belagerung von Genua, der ich beiwohnte, haben wir eine Menge solcher Erfahrungen gemacht, woraus wir sahen, daß ein Mensch aller Nahrung im Durchschnitt nicht über fünf bis sieben Tage entbehren kann."

„Sie waren also bei der Belagerung von Genua?" fragte der Obrist.

„Ja," erwiederte mit Gleichgültigkeit der Doktor.

„Und wie konnten Sie mit Ihren regelmäßigen Gewohnheiten solche Entbehrungen ertragen?"

„O," sagte der Doktor, „ich gehörte dem berühmten Regimente an, welches gleich beim ersten Anfange der Hungersnoth den Entschluß faßte, Oestreicher zu essen, und wir litten eben nicht allzusehr Noth."

„War das Fleisch gut?" fuhr der Obrist lachend fort.

„Nicht übel," erwiederte ernsthaft der Doktor. „Da sie alle Tage regelmäßig Prügel bekommen, ist das Fleisch ziemlich weich." „Nun, sagte der Obrist, so wollen wir abwarten, daß sie sich ergeben, oder Hungers sterben. Ich danke für Ihre guten Nachrichten, Doktor. Wollen Sie einen Bissen mit mir genießen?"

„Gern, Obrist."

„Julius," sagte der Obrist, indem er sich zu seinem Bedienten umwendete, „sag meinem Koch, daß ich heut vier Personen mehr zu Tische habe."

In Folge der Versicherung, welche Antonio und der Dokter gegeben hatten, begnügte sich der Obrist, seinen Offizieren und Soldaten eine doppelte Wachsamkeit zu empfehlen. Ueberdieß wurden noch dreitausend Dukaten als Belohnung dem geboten, der den Kopf Jacomos in das Lager bringen würde.

Acht Tage waren verflossen. Alle Morgen ging der Obrist zu den Vorposten, um zu erfahren, ob die Belagerten sich noch nicht ergeben hätten; dann begab er sich wieder auf das Observatorium, legte sein Fernrohr auf den Gipfel des Berges an, und bemerkte einige Banditen, welche am Abhange saßen, die Beine herabhängend, oder auf dem Felsen lagen und sich in der Sonne wärmten. Dann ließ er Antonio kommen, und dieser sagte ihm: „Ich schwöre Ew. Excellenz, daß ich nicht begreife, wovon sie sich nähren, wenn sie nicht Gras fressen, wie die Kaninchen, oder Sand wie die Maulwürfe." — Dann ließ er den Doktor kommen, und dieser antwortete ihm: „Ganz unbedingt, Obrist, wird es morgen geschehen; Der menschliche Körper kann nicht länger, als fünf bis höchstens sieben Tage den Mangel aller Nahrung ertragen, und morgen müssen sie sich ergeben, oder sie sind Hungers gestorben. Lassen Sie uns frühstücken, Obrist."

Am zwölften Tage verlor der Obrist die Geduld; er ließ, wie gewöhnlich, Antonio und den Doktor holen; aber dießmal sagte er zu dem Banditen: „Du bist ein Schurke!" und zu dem Doktor: „Sie sind ein Dummkopf." Dann befahl er dem Doktor in Arrest zu gehn, und Antonio, an seine Seele zu denken, wenn er überhaupt eine zu haben glaubte.

Der Doktor gehorchte mit dem wortlosen Gehorsam eines Sklaven der militairischen Disciplin, Antonio aber rief den Obristen zurück, der sich schon entfernte.

„Herr Obrist," sagte er, „wenn Sie mich haben hängen lassen, sind Sie nicht einen Schritt weiter als jetzt, und die dort oben sterben oder ergeben sich nicht einen Tag früher, denn sie müssen irgend eine Hülfsquelle entdeckt haben, die mir und Ihnen unbekannt ist. Den Berg mit Sturm zu erobern, daran denken Sie hoffentlich nicht, denn nur wenn sie Steine herabrollen, und daran mangelt es nicht, können sie ein ganzes Heer vernichten, und Sie, Herr Obrist, haben nur ein Regiment. Wäre ich an Ihrer Stelle — ich spreche ganz kalt mit Ihnen, Obrist, wie ein Mensch, der den Tod so oft gesehen hat, daß er ihn nicht fürchtet, obgleich er ihm sein Leben noch streitig machen will; — wenn ich also an Ihrer Stelle wäre, so möchte ich wissen, durch welches Wunder die Menschen dort oben ohne Nahrungsmittel auf dem kahlen, nakten Felsen leben. Ich möchte das wissen, und wäre es auch nur zur Befriedigung meiner Neugier, oder um bei gleichen Gelegenheiten das gleiche Mittel anzuwenden. Ich würde meinen Kopf darauf setzen, und da ich es nur durch ein Mittel erfahren könnte, würd' ich dieses eine anwenden."

„Und was wäre das für ein Mittel?"

„Ich würde zu Antonio sagen, dessen Tod mir gar nichts, dessen Leben mir sehr viel nützen kann: Du schwörst mir bei dem Blute Christi, binnen heut und acht Tagen wieder hier zu sein, und würde ihn dann frei lassen."

„Und was würde der Antonio während dieser acht Tage thun?"

„Er würde zu seinem ehemaligen Hauptmann zurückkehren, und würde ihm sagen, daß er den Händen des Henkers entrann und ihn wieder aufsuchte, um mit ihm zu leben und zu sterben. Während der acht Tage müßte dann Antonio sehr ungeschickt, oder Jacomo sehr geschickt sein, wenn der Erstere nicht das Geheimniß des Letztern entdeckte. Hätte er es dann ausfindig gemacht, würde er zu dem Obristen zurückkehren, der ihn seinem Versprechen gemäß, frei ließe."

„Und wenn er das Geheimniß Jacomos nicht entdeckte?"

„Dann würde er auch zu dem Obristen zurückkehren, und dieser seine Drohungen erfüllen und ihn hängen lassen."

„Ein abgemachter Handel," sagte der Obrist. „Leistet den Eid!"

Antonio zog aus dem Busen jenes kleine Reliquienbehältniß, welches jeder Neapolitaner bei sich trägt, er gab es dem Obristen, legte die Hand darauf und sagte: „Ich schwöre bei dieser Reliquie, die in der Kirche vom St. Peter zu Rom am Palmsonntage geweiht ist, mich binnen hier und acht Tagen wieder gefangen zu stellen, mag ich nun das Geheimniß Jacomos erforscht haben oder nicht.

Der Obrist wollte ihm die Reliquie zurückgeben, aber Antonio wies sie von sich und sagte: „Behalten Sie das Pfand, und wenn ich in acht Tagen um diese Stunde nicht zurück bin, so werfen Sie die Reliquie als Zeugen meines Meineids in die Flammen, und eben das Feuer wird mich die ganze Ewigkeit hindurch verzehren."

„Dieser Mensch kann gehen, wohin er will," gebot der Obrist.

(Fortsetzung folgt.)

Der Anatome.

(Schaudergemälde nach einer spanischen Handschrift.)

(Fortsetzung.)

Indessen war die Menge gewachsen; der Pöbel hatte seine vorige Kühnheit wieder gewonnen; Verwünschungen und Drohungen brachen auf's Neue aus. Die Fenster wurden eingeworfen, als plötzlich sich die Massen öffneten, um ein Weib durchzulassen, mit fliegenden Haaren und heulend, wie ein Hund es war die Gattin des Torrijo, die ihren Mann zurückforderte und Rache verlangte.

— Seht die arme unglückliche Frau! rief es von allen Seiten, deren Mann er ermordet!

Plötzlich schwang sich der Mann mit der braunen Kaputze auf die Treppen, indem er mit starker Stimme rief: Freunde, laßt uns Gerechtigkeit üben! Ein Feiger, der mir nicht folgt! Rache! Tod dem Vesalius!

Die Antwort war ein Hagel von Steinen nach den Fenstern und den Hellebardirern, die bis an die Treppe zurückwichen.

Die Menge drang ein; — da ließ der schnelle Tritt von Pferden sich hören. — Rette sich, wer kann, erscholl es von allen Seiten, das sind die Alguazils! Von panischem Schrecken ergriffen, stürzte die Menge wieder fort, einige Tapfere nur blieben, um den Feind festen Fußes zu erwarten. —

— Im Namen des Königs zurück!

Mit diesen Worten drangen die Alguazils zu Pferd in das Thor; ein Hagel von zerbrochenen Geräthschaften empfing sie, sie antworteten durch eine Lage von Musketenkugeln, die die Verwegensten niederstreckten. Verwundete und Gesunde nehmen die Flucht; nur fünf Leichnamme bleiben zurück.

Plötzlich wurden Palast und Straße still. Die Wache räumte die Todten weg, die zitternden Gäste entfernten sich durch die Hinterthür. Die Thore schlossen sich, die Lampen erloschen, auf eine Scene des Lebens folgte eine Scene des Todes. Nur an einem Flügel, dort wo Vesalius wohnte, schimmerten zwei Fenster durch die Dunkelheit.

Maria war bei dem fürchterlichen Rachegeschrei, der drohenden Gefahr ohnmächtig geworden; man hatte sie in ihrem Zimmer auf ein Ruhebett gebracht, auf dem sie nachläßig hingegossen lag. Vesalius, der weinend und zitternd zu ihren Füßen knieete, bedeckte ihre Stirn und Hände mit Küssen.

— Maria, meine Liebe! wie befindest Du Dich?

— Besser; aber ist Alles ruhig?

— Ja, meine Liebe; man hat den Pöbel wieder zur Ordnung gebracht. Begreift man, was diese Menschen gegen mich haben, der, zurückgezogen und friedlich, seine Tage in Dunkelheit dem Studium der Anatomie weiht, zum Frommen der Menschheit und der Wissenschaft, und zum Ruhme Gottes? Sie verlangen meinen Kopf, weil sie mich für einen Zauberer halten; verschwindet einer in der Stadt, so ist es Vesalius, der zum Behuf seiner Versuche ihn geraubt hat. Die Masse ist immer dumm und undankbar. Das wird das Loos aller derer sein, die sich für ihr Bestes opfern! das Loos aller derer, die ihr neue Wege, neue Wahrheiten sagen. Sie hat Jesum von Nazareth gekreuzigt und Christoph Columbus verspottet. Die Masse wird immer dumm und undankbar sein!

— Laßt diese düstern Gedanken, Vesalius; aber aufrichtig gesprochen, dieser Vorfall ist nicht geeignet, Euch des Volkes Liebe zu erwerben.

— Was gilt mir seine Liebe, wenn ich nur die Deinige besitze! O Maria, Du liebst mich? Nicht wahr, Du liebst mich ein wenig?

— Kannst Du mich das noch fragen?

— Ich weiß Maria, ich bin alt, und wenn man alt ist, so zweifelt man gerne, ich weiß, ich kann nicht galant sein; Nachtwachen haben meine Kräfte gebrochen, und mein abgezehrter Körper gleicht fast den Todtengerippen in meiner Werkstätte; aber mein Herz ist jung und glühend. Siehe, die Leidenschaft, die ich für Dich fühle, ist keine veraltete! unter alter Hülle biete ich Dir eine jugendliche Seele; ich habe viele Frauen gekannt, aber keine, ich schwöre es Dir, entzündete solche Flamme in meinem Busen. Unglückliches Geschick! mußte ich erst alt und hinfällig werden, um alle Wuth der Liebe kennen zu lernen? Maria, gewöhne Dein Auge an den groben Behälter, der meine jugendliche Seele gefangen hält."

Maria schlang ihren Arm um seinen Nacken und drückte ihre Lippen auf seinen kalten Schädel und seinen schneeigen Bart; Vesalius weinte vor Freude. —

Stunde der Hingebung! Stunde wahnsinniger Liebe, bebend vor Scham und Wohllust! Augenblick, der Wesen einander schenkt! Stunde der Enttäuschung! Verrätherin verborgener Schönheit und verborgener Lügen! Augenblick oft so schmerzlich in Deinen Gegensätzen, so bedeutungsvoll in Deinen Folgen! . . .

Mit Anmuth warf die Braut das Hochzeitgewand von sich. Die Rose schien ihren Kelch zu öffnen, es war eine castilianische Schönheit, wie Frühlingsträume sie nur hervorzaubern.

Auch Vesalius legte, ungeschickt, seine Festkleider ab und enthüllte sein häßliches Gerippe; er glich einer Mumie, die ihre Bänder abwickelt. Die Lampe erlosch. —

(Beschluß folgt.)

Die Windmühle.

Auf einem sehr glänzenden Maskenballe, welchen König Ludwig XVI. besuchte, befand sich auch eine Maske als Windmühle, welche im großen Salon des Opernhauses umherwanderte und, beim Zusammentreffen mit dem Könige, demselben, wie es schien, etwas sehr Unangenehmes in's Ohr flüsterte, denn der König befahl dem wachhabenden Offizier, diese Maske beim Heraustreten aus dem Salon festzuhalten und entfernte sich bald darauf. Es war schon sehr spät, die Masken entfernten sich nach und nach alle, nur die Windmühle schien den gefährlichen Ausgang nicht nehmen zu wollen, sondern blieb unbeweglich in einiger Entfernung von dem Offizier stehen, der sich endlich genöthigt sah, dieselbe zum Fortgehen aufzufordern, da es schon sehr spät oder besser sehr früh sei. Doch die Maske bleibt unbeweglich, und ohne zu antworten, worauf der Offizier, Kraft seiner Ordre, sie arretirt. Doch — siehe da, die Windmühle war hohl, keine Person darin zu finden; der kluge Windmüller hatte Wind bekommen und sich mit Hülfe des Maschinenmeisters schon längst durch eine Versenkung aus dem Theater entfernt.

Buntes.

Der berühmte Bayle lebte ganz den Wissenschaften und doch hatte er, der ernste, fast immer im Kampfe mit seiner Zeit begriffene Mann, ein Steckenpferd des Vergnügens; er sah gerne die Spiele der Seiltänzer und Gaukler. Damit können sich wenigstens Manche entschuldigen, die dergleichen auch gern sehen. — Merkwürdiger ist es aber fast, wenn es in unserer Zeit noch Männer giebt, die sich wenig oder gar nicht für das Theater interessiren. So fand der alte Dr. Heim niemals Vergnügen daran, und bekannte einst vor großer Gesellschaft, in Gegenwart einer sehr ausgezeichneten Schauspielerin: er habe nie auch nur eine einzige Rolle von ihr gesehen. Die berühmte Schröder, bemerkte er, habe ihn einmal verlockt, ins Theater zu gehen; doch könne er ihr Spiel nicht loben, es sei gar keine Natur darin gewesen.

Man unterhielt sich in einer Gesellschaft von dem militairischen Geiste und den Talenten der Militairpersonen und wunderte sich unter Anderem auch darüber, daß man in der österreichschen Armee so wenig talentvolle Leute unter den gemeinen Soldaten fände. Die Ursache davon wurde verschiedenartig aufgesucht und im Allgemeinen darin gefunden, daß man keine allgemeine Conscription im Lande habe. — Ein anwesender Offizier wurde deshalb auch um seine Meinung gefragt und gab zur Antwort: „Das will i S' gleich sag'n: Schau'ns wir hab'n halt recht viel g'scheite Leut' im Land; die gehn aber nit unter d' Soldat'n."

Auflösung der Charade im vorigen Hefte: Sturm.

Logogryph.

Kein Mensch lebt ohne mich. Ist das nicht klar genug,
So wißt: in mir steckt Erbgut und Betrug.

Hierbei Beilage.

Gedruckt bei Leopold Freund.

Beilage zum Breslauer Boten.

Aus Gräfenberg d. 27. Mai 1836.

(Da Gräfenberg so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, so glaube ich, daß folgende Mittheilung aus einem Briefe meines Freundes J. Krebs, der jetzt dort vor seinem Abgange nach Sachsen — wo er die Red. einer Zeitung übernimmt — die Kur gebraucht, nicht uninteressant sein wird.)

Hier bin ich, mein lieber Freund, und benutze die wenigen Stunden, die bei dem vollbeschäftigten hiesigen Badeleben für's Briefschreiben abfallen, zu einer Epistel an Sie.

Am Tage meiner Abreise hatte König Mai einen seiner piquantesten Einfälle. Als ich nämlich Grottkau im Rücken hatte, dessen neue Häuser sehr trübselige Gesichter machten, begann es in des Wonnemonds Blüthenschnee ganz derb zu schneien, und die tiefe Dämmerung brachte ein immer schauerlicheres Wetter. — (Eine Winterlandschaft im Mai! Was meinen Sie, das wäre ein originelles Thema für unsern vaterländischen Räthseldichter. Wie gehts denn dem armen pudelnärrischen Mephisto?*) Sie glauben nicht, wie mich der gutmüthige Teufel dauert, der seinem Witz partout alle Tage eine Bastonade geben muß, damit er, der Witz nämlich, doch weiß, daß er Füße hat. Versäumen Sie ja nicht, mir die schöne Grabschrift mitzutheilen, die der boshafte verkappte Rübezahl ihm gewiß setzen wird.

In Neisse hielt ich mich bei lieben, freundlichen Leuten einen Tag auf, fuhr bis Ziegenhals, schüttete in heiligem Zollrespect am kaiserlichen Grenzpfahl wehmüthig den Rest meines ohlauer Portorico in den Staub, und marschirte mit gutem Gewissen, aber mit den letzten preußischen Tabackszügen auf Niklasdorf los und das dörferwimmelnde Bielathal entlang; und das Alles schreibe ich Ihnen nun bei einer Pfeiffe schwarzen Dreikönigtabacks, der dem Kaiser horribles Geld bringt.

Es ist sehr schön, auf der Koppe des Grafenberges zu stehen, und das lange reichbebaute Bielathal entlang zu schauen, wo Dorf an Dorf sich die Hände reichen und der Bergstrom muthig dahinbraust. Und dort steheichoft, nach einigen schauervollen gräßlicher Regentagen u. sehe zu, wie die Maikäfer um das Koppenhäuschen ihr Frühlingsfest feiern; und blicke dann hinüber nach dem kahlen Bergfürsten Altvater, nach dem rothen Berge und der majestätischen Hochschaar, und endlich hinab nach dem lieblichen Städtchen Freiwalde, das wie ein klarer, freundlicher Gedanke mitten aus den wimmelnden Dörferphantasieen der Thäler auftaucht. Rückwärts streift dann mein Blick auf das heilkräftige Gräfenberg, wo die Bäche beständig zu Wannen- und Sturzbädern herabrauschen; wo Kaffee, Wein, Bier, Thee u. dgl. nur dem Namen nach bekannt scheinen, und mich jedesmal ein gelinder Schauer durchgreift, sobald ich einen Kaffeekrug sehe.

Fragen Sie mich doch, wie es mir hier gefällt! — O ganz gut. Gräfenberg ist ein wahres Schlaraffenland für Müßiggänger, denn mit der Wasserkur geht es sehr, sehr langsam. Wer eine schwere Krankheit hier zu heben gedenkt, und der Kur nicht mehr als 4 — 6 Wochen widmen kann, fange lieber erst nicht an; denn es stellen sich dann vielleicht erst langwierige Krisen ein, die viel Zeit und einen sehr wohlgefüllten Beutel heischen. Die gerühmte gräfenberger Wohlfeilheit ist nämlich nichts als ein schöner Traum. Die anfänglich billig gewesenen Preise steigen immer mehr. Einzeln gehen die Taxen meist nach Kreuzern, aber die Kreuzer wachsen wie Lavinen zu Conventionsgulden an, und es wird so viel specificirt, daß ich mich nicht wundern würde, wenn auch für Abnutzung des Stiefelknechts nächstens ein Ansatz gemacht würde. Alle Unverschämtheiten dienender Personen in andern Bädern findet man reichlich in Gräfenberg wieder; die Collekten bei Tafel nehmen kein Ende, und Bettelkinder giebt es mehr, als Steine auf dem Gräfenberge. Ach, warum hat es der liebe Gott nicht so eingerichtet, daß jeder mitleidige Blick, sobald wir wollen, zu einem Zwanzigkreuzerstück wird? Wie viele glückliche Menschen könnte man machen!

Ich habe hier sehr viele liebenswürdige Oestreicher kennen gelernt. Indem ich dieß schreibe, beläuft sich das Kurpersonal schon über 80. Wer mich am meisten interessirt, ist ein norwegischer Capitain von vortrefflichem Charakter. Der Unglückliche ist in Gefahr zu erblinden, und es verschlechtert sich hier sein Gesicht, statt sich zu bessern, und er ist bereits fast ein volles Jahr hier, nachdem er in halb Europa seit drei Jah-

*) Ich weiß es nicht. Neulich hörte ich einmal: er habe angefangen aufzuhören.

ren bei den berühmtesten Aerzten Hilfe für seine Augen suchte. — Es ist übrigens nichts Seltenes, hier Leute zu finden, die ein Jahr die Kur brauchen. Viele haben eine Wintercampagne gegen ihre Leiden hier durchgemacht, viele sind zum zweiten Male hier; einige 1½ bis ins dritte Jahr in einem Zuge. Man setze also alle fabelhaften Ideen von der Wasserkur auf Pension.

Mir selbst ist schon nach 8 Tagen die Probe des Wasserkurexempels in die linke Hand getreten. Sie spannt und schmerzt wie erfroren.

Die Schriften von Brand und Dr. Kröber haben das hiesige Leben zwar im Ganzen wahr, aber nur von den Lichtseiten geschildert, also sehr idealisirt. Hr. Dr Kröber meint sogar sehr naiv im plurali majestatis: „In Gräfenberg angelangt, sind wir sehr froh, statt des geräumigen, bequemen Zimmers daheim hier nur eine Bretterstube oder Dachkammer zu erhalten.“ Mit Gunst, Herr Doktor, wir sind nicht sehr froh; nein, wir sind sehr froh, oder vielmehr: wir sind eigentlich uneigentlich froh, hier überhaupt nur ein Unterkommen zu finden, um nicht die Reise grade umsonst gemacht zu haben. Aber für das, was hier gezahlt wird, kann wohl etwas Besseres verlangt werden als Bretterverschläge voll muntrer Mäuse und blutgieriger Wanzen und wenig geschützt gegen alle Unbilden der Witterung. Das mag indeß hingehen; es gehört zu Prießnitzens Abhärtungssistem. Dahin gehört auch, daß die Meubles und Wände nicht mit luxuriösen Polituren, Beizen und Tapeten einige äußere Lebensschönheit affektiren; sie sind so, wie sie unter Gottes Hand und dem Tischlerhobel hervorgingen; denn auch ästhetisch soll man sich hier abhärten.

Insofern aber der hiesige Mensch nicht ein blos essender, wassertrinkender, badender und spazierender Mensch ist, bleibt noch viel zu wünschen übrig, was nach meinem bescheidenen Dafürhalten sehr gut mit der Wasserkur verträglich ist. Für meine Person habe ich wenigstens die Schwachheit, nicht gern Hals- Arm- oder Beinbrüche zu erleiden. — Dergleichen verschiedene Brüche, so wie unfreiwillige Kothbäder, sind aber in G. eine sehr einleuchtende Möglichkeit bei den Hühnertreppen der Nebengebäude, die durch keine menschenfreundliche Lampe erhellt werden; bei dem Koth an der steilen Berglehne zwischen den Häusern, die wol genug einbringen, um gangbare Bohlen- und Steinwege zu verdienen.

An ermahnenden Stimmen hat es nicht gefehlt, aber Prießnitz ist unerschütterlich. Er weiß, daß man ihm trotz allen Mängeln doch das schwere Geld auf seinem Berge zusammenschleppt. Er ist schon jetzt ein sehr reicher Mann, in wenig Jahren gewiß ein Millionair, und mit der Zeit ein kleiner Rothschild. — —

Buntes aus der Gegenwart.

Auswärtiges.

* Nacht-Literatur. Es wird wieder mehr Mode Nachstücke zu liefern. „Pariser Nächte, Berliner Nächte,“ haben wir schon. Heine schreibt jetzt „Florentinische Nächte“ und die Gräfin Ida Hahn-Hahn giebt „Venetianische Nächte“ heraus.

* Ein Luftschiffer hat für den Preis von 500,000 Fr. das Wagniß übernommen, in einem Ballon auf dem Vorgebirge Grace empor zu steigen und sich treiben zu lassen, wohin es dem Wind belieben werde. Kehrt er nach England zurück, so erhält er die Summe. Der Mann hat seine Spekulation in der Luft gebaut.

* Die einäugigen Frauenzimmer werden bedeutend im Werthe steigen. Gleichzeitig zeigen sich in London zwei Nina Lassave's und eine Dritte existirt in Belgien. Man hat die Geschichte von den drei Ringen auf sie parodirt, und Jeder mag die Seinige für die Richtige halten, so viel ist gewiß, wenn ein Preis ausgesetzt wird, welche Leidenschaft zu den größten Gemeinheiten führt, die Gewinnsucht muß da den Preis gewinnen.

* Räthselratherinnen. In einigen Zeitschriften, die unter Anderem Räthsel, Charaden u. dgl. mittheilen, und sich ihre Abonnenten zu vermehren glauben, wenn nun immer die Namen derer abgedruckt werden, welche zuerst die Lösung einsandten, bemerkt man, daß besonders Damen nach der zweideutigen Ehre trachten, bei solchen Gelegenheiten ihre Namen vor das Publikum zu bringen. Ueber diese Erscheinung bemerkt eine französische Zeitschrift: „Meine schönen Kinder, die Sache hat ihr Bedenkliches! Es ist mir immer, als sagt Ihr: durch irgend etwas müssen wir doch zeigen, daß wir noch da, noch ohne Band und bindende Geschäfte sind; wir merken, daß wir keine Räthsel mehr aufgeben, wir suchen sie zu lösen, und bringen unsre Namen in öffentliche Blätter, in der Hoffnung, man werde uns errathen und dazu helfen, daß wir die Aufgabe des Weibes lösen können. Genug, meine Schö-

nen, man hält dergleichen für einen indirekten Heiratsantrag an das ganze männliche unvermählte Publikum." —

* Die rheinische Dampfschifffahrts-Compagnie besoldet einen preußischen Invaliden, der täglich mit einem Horne und dreimaligem Losschießen einer Flinte das Echo des Loreleifelsens weckt. Daß eine solche Gesellschaft so poetisch sein kann!

* Wundärztliches. Die Bulbessi-Kurden haben eine merkwürdige Art, Wunden zu heilen. Sie stecken den verwundeten Mann in die Haut eines Ochsen, die dem Thiere frisch abgezogen ist, dergestalt, daß nichts als der Kopf frei bleibt, darin lassen sie ihn stekken, bis das Fell anfängt zu faulen. Man sagt, daß es kein besseres Mittel gegen schwere Hieb- und Stichwunden geben soll, welches auch keine weitern nachtheilige Folgen für das Individuum zurückläßt.

* Brayers Charakteristik der Türken. — Die kürzlich erschienenen „Neun Jahre in Konstantinopel," von dem praktischen Arzte Dr. Brayer, lassen tiefer als die meisten andern Reiseberichte, in das Innere des türkischen Lebens und Wesens einschauen. Der Verfasser fand durch seinen ärztlichen Beruf Eingang, wo nicht leicht je ein Franke hingedrungen sein mag. — Ueber den Charakter jener Nation äußert er im Allgemeinen: „Ich für meinen Theil fand den Türken — die Fälle ausgenommen, wo die Ehre seiner Regierung oder seines Glaubens gefährdet und sein Fanatismus zur Vertheidigung beider aufgeregt war, — im Allgemeinen gut, aufrichtig, mildthätig, gastfrei, ohne Prunk und Scheinheiligkeit, und obgleich seiner Religion innig zugethan, gegen jeden Andersgläubigen duldsam. Der Türke ist ehrlich im Verkehr, mag er es nun mit Landesleuten oder mit Fremden zu thun haben; endlich besitzt er die Tugend der Reinlichkeit in einem Grade, wie vielleicht keine europäische Nation." Auch versichert Hr. B., daß in Constantinopel, wo die Häuser kaum verschlossen werden, wo der Krämer am Abend (zum Gebet) fortgeht und seine Bude offen läßt, jährlich kaum sechs Diebstähle begangen werden." Hinsichtlich der Vielweiberei bemerkt derselbe, daß „die Ulemas, die Beamten an den Ministerien, Alles, was im Dienst der Großen steht, die kleinen Rentiers und alle Gewerbsleute, Schiffer u. s. w. (also mehr als 3/4 der männlichen Bevölkerung) in der Regel nur eine Frau haben."

* Die neue Bauschule in Berlin ist nun vollendet und bereits bevölkert. Eine Reihe der elegantesten Kaufmannsläden sind eröffnet und bieten die Schätze aller Welttheile dar; auf zierlichen Schildern, von gleicher Form und Größe, sind über den Eingangsthüren die Namen der Besitzer zu lesen, und so ist eine der unfreundlichsten Gegenden der Stadt, eine schmutzige mit Baracken erfüllte Straße in eine der glänzendsten umgewandelt worden.

* Die Zwillingschinesen treten ihre Reise nach Deutschland an, nachdem sie in Paris über 100,000 Franken einstrichen. Wie glücklich doch die Unglücklichen sind.

* In Stuhlweissenburg in Ungarn ist ein Unglück geschehen, das einen Dichter und Humoristen begeistern könnte. Der Henker hat sich aus Verzweiflung und Mangel an Beschäftigung aufgehenkt. Man sagt, der gute Mann, der sich für die Stütze des Landes ansah und eine anständige Besoldung hatte, sei in der letzten Zeit wegen der großen Humanität gegen die Delinquenten ganz entsetzlich mager geworden und habe endlich, als die Richter zwei Kapitalverbrecher abermal nicht zum Tode verurtheilten, auf die er schon Monate lang Rechnung gemacht hatte, den Jammer der Philantropie nicht mehr ertragen können. Der Unzufriedene erhing sich kraft eigener Ordonnanz an einem nagelneuen hänfenen Strick am 29. April 1836. Er ruhe sanft.

* Amüsement eines Tages in Berlin: deutsche Oper, ein deutsches Trauerspiel, zwei französ. Vaudevilles; Ballet bei Gräberts; Conzert von Gussikow, Bivouac von Napoleon bei dem Kunstreiter Loisset; Conzert und Tanz im Colosseum; Tyroler Jodler bei Kühne; malerische Reise um die Welt von Suhr; Diorama von Gropius; Panorama von St. Petersburg; Kunstausstellung; Jubel und Lionenwalzer in Faust's Wintergarten; ein Riesenschwein; kaleidoskopische-phantasmagorische Vorstellungen; eine Kunstgallerie aus Wien; frische Austern bei Gerold; frische Wurst bei Herig. Wo wendet man sich zuerst hin, wohin zuletzt?

* In einem Blatte wird behauptet, der Selbstmord sei kein bürgerliches Verbrechen. Sollte man sich nicht tödten, weil man sich selbst nicht geschaffen habe, meint der Mann, so sei es auch Sünde, Haare und Nägel abzuschneiden.

* In Sachsen hat man neulich irgendwo wieder die Entdeckung gemacht, daß man einen Scheintodten begraben. Man glaubt gar nicht, wie langsam sich in Deutschland eine Besserung macht. Jean Paul sagte:

„Ich beneide die Gehengten um ihr Begräbniß in der freien Luft.“

* Im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen ist, durch Befehl des Fürsten, das Beichtgeld bei der Communion abgeschafft worden.

* Gezähmte Wallfische. In einem Gespräche über Dampfmaschinen und Dampfschiffe äußerte ein genialer Naturforscher den Gedanken: man müsse den Wallfisch zu zähmen suchen. Worin liegt eigentlich die Aufgabe? Ihn das Untertauchen verlernen zu lassen. Habt Ihr je einen Flug wilder Gänse ziehen sehen, und ein altes Weib, wie sie mit der Gerte in der Hand ein halbes Tausend dieser Hochsegler der Lüfte auf ein Brachfeld treibt und regirt? Ihr habt es gesehen und seid über das Wunder nicht erstaunt gewesen; was stutzt Ihr bei dem Vorschlage, den Wallfisch zu zähmen? Erziehet Junge in einem Fiord, legt ihnen einen von Schwimmblasen getragenen Stachelgurt unter die Brustflossen, stellt Versuche an. Gewiß! beide Meere zu vereinigen und zwischen Archangel und St. Peter und Paul die Entfernung auf acht bis vierzehn Tage Zeit zu verringern, ist wohl des Versuchens werth, ob der Wallfisch ziehen oder tragen soll, ob und wie man ihm Geschirr an- und eine Last auflegt, wie man ihn zäumt oder sanft regirt und wer der Kornak des Wasser-Elephanten sein soll: das Alles findet sich von selbst.

* Erfreuliches Resultat. Ein Mann, der sich viel mit Rechnen abgiebt, will gefunden haben, daß für alle Bedürfnisse des Lebens und für alle Bequemlichkeit gesorgt sein würde, wenn jeder Mann und jede Frau nur vier Stunden täglich auf eine nützliche Arbeit verwenden wollten. Dann blieben 20 Stunden für Schlaf und Vergnügen; allerdings ein Resultat, über welches sich Niemand zu beschweren hat.

* Für Freunde des Tabacks. In Europa ist man zufrieden, den Taback zu kauen, zu rauchen und zu schnupfen, in Kolumbien macht man sogar Confect daraus. Man bereitet dort einen Syrup aus Tabacksblättern, den besonders Damen häufig verbrauchen und — so sagt der Bericht — von Zeit zu Zeit einen kleinen Spatel voll dieser Leckerei, Moo oder Gimoo genannt, hinunterschlucken. Wer wird uns denn mit Taback-Bonbons oder Taback-Likör beglücken?

* Wichtigkeit der Runkelrübe. In der Deputirtenkammer in Paris sagte neulich ein Redner: „Frankreichs Zukunft liegt — in der Runkelrübe; die Runkelrübe vermittelt den Norden und den Süden.“ — In Frankreich zählt man bereits 400 Runkelrübenzuckerfabricken.

* Der Schach von Persien hat seinen ganzen Harem entlassen. Er will von jetzt an nur mit einer Frau auskommmen. — Wie mancher Mann kann auch das nicht.

Original-Anekdote.

Zwei Waschfrauen unterhalten sich über ihre häuslichen Verhältnisse, und die eine klagt über ihren traurigen Wittwenstand. Die Andere frägt: Ist denn Ihr Mann schon lange todt. O ja, sagt die Erste, er ist im Felde geblieben, bei Leipzig. Na sehen Sie, mir ist's eben so gegangen, antwortete die Andere, meiner ist bei Montmartre geblieben. „'s ist auch eine schöne Gegend!“ sagt die Erste.

Einheimisches.

Während das Fremde oft über Gebühr beachtet und erhoben, gepriesen und belohnt wird, vergißt man oft das bessere Einheimische darüber. Diese Bemerkung zu machen, hatte man schon oft Gelegenheit, so auch unlängst wieder, als fremde Optici mit Fabrikaten, die wir hier am Orte eben so gut und noch besser haben könnten, solche glänzende Geschäfte machten. Herr Louis Schie, Optikus und Mechanikus (Ohlauerstr. 74) — der es immer verschmäht hat, durch großprahlerische, Alles versprechende Anzeigen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und lieber durch Vortrefflichkeit seiner Arbeiten einen wohlbegründeten und bleibenden guten Ruf erlangen wollte — hält ebenfalls ein vollständiges optisches Waarenlager und bezieht seine Waaren aus den besten Händen. Seine Frauenhoferschen Augengläser, von Flintglas, pereskopisch geschliffen, zeichnen sich besonders aus und sind für jedes Auge wohlthuend, und seine ächt englischen Brillengestelle von Stahlfedern sind leicht und sehr bequem zu tragen. Seine Hörröhre sind ebenfalls höchst empfehlenswerth. Außerdem fertigt Herr Schie nicht allein neue optische Sachen, sondern reparirt auch schadhafte alte.

Unterrichts-Anzeige.

Es wünscht Jemand Unterricht in der Mathematik zu ertheilen. Nähere Auskunft erhält man in den Stunden des Vormittags in der Neustadt, Breite-Straße Nr. 41 Parterre links.